

Am kürzeren Ende der Sonnenallee



THOMAS BRUSSIG

EASY READERS · LEICHT ZU LÉSEN

JUGENDLITERATUR C

Kapitel 1

Michael Kuppisch, der in Berlin in der Sonnenallee wohnte, erlebte es immer wieder. Die Sonnenallee löste sentimentale Gefühle aus! Selbst feindliche Sachsen wurden freundlich, wenn sie hörten, dass sie mit einem Berliner zu tun hatten, der in der Sonnenallee wohnt.

Michael Kuppisch konnte sich gut vorstellen, dass der Name Sonnenallee auch damals etwas bedeutete. Damals im Sommer 1945 auf der Potsdamer Konferenz, als Stalin, Truman und Churchill Berlin aufteilten.

Vor allem für Stalin.

Die Straße mit dem so schönen Namen Sonnenallee wollte Stalin nicht den Amerikanern überlassen, nicht ganz.

Als es drohte handgreiflich zu werden, als sich Stalins und Trumans Nasenspitzen fast berührten, da brachte der britische Premier sie auseinander. Er trat selbst vor die Berlin-Karte. Auf den ersten Blick sah er, dass die Sonnenallee über vier Kilometer lang war.

Traditionell stand Churchill auf Seiten der Amerikaner. Jeder im Raum dachte nun, dass er zuerst an seiner Zigarette ziehen und dann einen Moment nachdenken würde. Danach würde er den Rauch ausblasen, den Kopf schütteln und den Amerikanern die Sonnenallee zusprechen. Doch als Churchill an seinem Zigarettenstumpen zog, bemerkte er missvergnügt, dass der schon wieder kalt war. Stalin gab ihm Feuer.

Und während Churchill sich über die Berlin-Karte beugte, überlegte er, wie er Stalin dafür danken konnte.

Als er den Rauch wieder ausblies, gab er Stalin ein kleines Ende von sechzig Metern Sonnenallee und wechselte das Thema.

So muss es gewesen sein, dachte Michael Kuppisch. Wie sonst konnte man eine so lange Straße kurz vor dem Ende noch teilen? Und manchmal dachte er auch: Wenn der blöde Churchill auf seine Zigarette aufgepasst hätte, dann würden wir heute im Westen leben.

Michael Kuppisch suchte immer nach Erklärungen. Viel zu oft sah er Dinge, die ihm nicht normal vorkamen. Dass die niedrigste Hausnummer in seiner Straße 379 war, darüber konnte er sich immer wieder wundern. Er gewöhnte sich nie daran. Auch nicht an die

der Sachse, Person aus Sachsen, einen Bundesland im östlichen Deutschland

die Potsdamer Konferenz, Absprache Sommer 1945 in Potsdam zwischen den USA, der UdSSR und Großbritannien darüber, wie es in Deutschland politisch und wirtschaftlich weiter gehen sollte.

tägliche Kränkung: Wenn er aus seinem Haus trat, wurde er mit Lachen und Pfiffen begrüßt. Ganze Schulklassen standen auf dem Aussichtsturm auf der Westseite und riefen »Guckt mal, ein echter Zoni!« oder »Zoni, mach mal winke, winke. Wir wollen dich knipsen!«

Aber das war alles gar nichts gegen das Unglaubliche, dass sein erster Liebesbrief vom Wind in den Todessstreifen getragen wurde. Und dass der Brief dort liegen blieb, bevor er ihn überhaupt gelesen hatte.

Michael Kupisch, den alle Micha nannten, wohnte am kürzeren Ende der Sonnenallee, in einem der Häuser mit den ganz kleinen Wohnungen.

Die einzigen Leute, die bereit waren, dort einzuziehen, waren Jungverheiratete. Sie wollten endlich zusammen unter einem Dach leben. Doch sie bekamen bald Kinder, und so wurde es in den engen Wohnungen noch enger.

Als Micha es in der engen Wohnung nicht

mehr aushielte, begann er, sein Leben auch auf der Straße zu leben. Dort traf er genügend andere, denen es so ging wie ihm. Und weil fast überall am kürzeren Ende der Sonnenallee fast dasselbe passierte, fühlte sich Micha als Teil eines Potenzials.

Wenn seine Freunde meinten »Wir sind eine Clique«, dann sagte Micha »Wir sind ein Potenzial«. Was er damit meinte, wusste er selbst nicht genau.

Er fühlte aber, dass es etwas zu bedeuten hatte, wenn alle aus der gleichen Enge kamen. Wenn sie sich jeden Tag trafen und dieselbe Musik hörten. Wenn alle dieselbe Sehnsucht hatten und auch ganz dasselbe fühlten: Dass sie alles, alles anders machen würden, wenn sie endlich erwachsen waren.

Micha hieß es sogar für ein hoffnungsvolles Zeichen, dass alle dasselbe Mädchen liebten.

Kapitel 2

Micha und seine Freunde trafen sich immer auf einem einsamen Spielplatz. Weil kein 15-Jähriger der Welt sagen kann, dass er auf den

der Aussichtsturm, siehe Seite 8
gucken, ansehen
der Zoni, unfreundlicher Ausdruck für eine Person aus der DDR, der früheren sowjetischen Besatzungszone
der Todessstreifen, Teil der Grenze, wo ein Hineingehen mit Lebensgefahr verbunden war.

| das Potenzial, Kraft

der Aussichtsturm



Spielplatz geht, nannten sie es »am Platz rumhängen«. Das klang viel besser.

Dann hörten sie Musik. Am liebsten das, was verboten war. Meistens war es Micha, der neue Songs mitbrachte. Kaum hatte er sie auf Tonband aufgenommen, spielte er sie am Platz. Da waren sie noch zu neu, um schon verboten zu sein.⁵

Ein Song wurde viel besser, wenn es hieß, dass er verboten war. Keiner wußte aber, wer die Songs verbot, und auch nicht aus welchem Grund.

»Hiroshima« war verboten, »je t'aime« war verboten. Die »Rolling Stones« waren von vorne bis hinten verboten. Am verbotensten von allen aber war »Moscou, Moscou«.

Dieser Song wurde immer in einer hohen Stimmung gehört, mit wiegenden Bewegungen und geschlossenen Augen. Es ging nur um die Musik und wie man sich dazu bewegte. So bemerkten sie erst viel zu spät, dass der ABV plötzlich neben ihnen stand.

Genau in dem Moment rief Michas Freund Mario laut aus: »O Mann, ist das verboten!
Total verboten!«²⁵

der ABV, förtlicher Polizeibeamte, siehe Seite 13
anhängen, sich ohne eigentlichen Grund irgendwo aufzuhalten, siehe

Der ABV machte den Recorder aus und fragte triumphierend: »Was ist verboten?«

Mario tat ganz unschuldig. »Verboten? Hat hier jemand verboten gesagt?«

»Der Ausdruck: Verboten findet in der Jugendsprache Anwendung, wenn die Jugendlichen ihre Begeisterung ausdrücken wollen«, sagte Brille. Er hatte schon so viel gelesen, dass er ohne Mühe lange Sätze sprechen konnte. »Verboten ist also ein Wort, das Begeisterung ausdrückt.«

»So wie duftet oder prima«, meinte Wuschel, der so genannt wurde, weil sein Haar so wild aussah.

»Sehr beliebt in der Jugendsprache ist auch der Ausdruck fetzig«, sagte Brille.

»Der aber nur dasselbe bedeutet wie stark oder eben - verboten«, erklärte der Dicke.

Alle nickten eifrig und warteten ab, was der ABV dazu sagen würde.

»Jungs, ihr wollt mich wohl für dumm verkaufen«, sagte der. »Ich glaube, ihr habt euch über etwas anderes unterhalten. Dass es total verboten ist, einen Reisepass nicht abzugeben, den eine Bürgerin aus der Bundesrepublik verloren hat.«

»Nein«, sagte Micha. »Das heißt ja. Also wir wissen natürlich, dass es total verboten ist, einen Reisepass, den man findet, nicht abzuge-

ben. Aber darüber haben wir uns nicht unterhalten, Herr Wachtmeister.«

»Obermeister!«, sagte der ABV streng. »Ich bin kein Wachtmeister, sondern Obermeister.

Erst ist man Oberwachtmeister, dann Hauptwachtmeister, Meister und Obermeister. Aber nächste Woche werde ich Unterleutnant.«

»Das ist ja interessant. Herzlichen Glückwunsch!«, sagte Micha. Er war froh, dass der ABV vergessen hatte, weshalb er auf dem Platz war.

»Wenn einer von euch einen Reisepass von einer Bürgerin aus der Bundesrepublik findet, ist der bei mir abzugeben«, sagte der ABV.

»Verstanden?«

»Wie heißt sie denn, die Bürgerin aus der Bundesrepublik?«, fragte Brille, der es wieder ganz genau wissen wollte.

»Ihr sollt natürlich jeden Reisepass, den ihr findet, bei mir abgeben. Aber der Pass, der ver-

loren wurde, gehört einer Helene Rumpel. - Na? Wie heißt die Bürgerin aus der Bundesrepublik?«

»Helene Rumpel«, antwortete Mario brav. »Genau, - Rumpel, Helene«, wiederholte der ABV und die Jungs nickten. Dann wollte

der Wachtmeister, unterster Dienstgrad bei der Polizei, siehe Seite 13
der Unterleutnant, höherer Dienstgrad bei der Polizei

der ABV gehen, aber nach drei Schritten fiel ihm noch was ein. Er kam wieder zurück.

»Und was war das vorhin für ein Lied?«,

fragte er und suchte die Start-Taste.

»Moscow, Moscow« begann. Der Verbotenste

von allen verbotenen Songs! Der ABV hörte zu und nickte dann.

»Na? Wem seine Kassette ist das?«

»Eigentlich ist das meine«, sagte Micha.

»Aha! Die nehme ich mal mit. Ich lege nämlich selbst ganz gerne auf, im Kreise der Kollegen.«

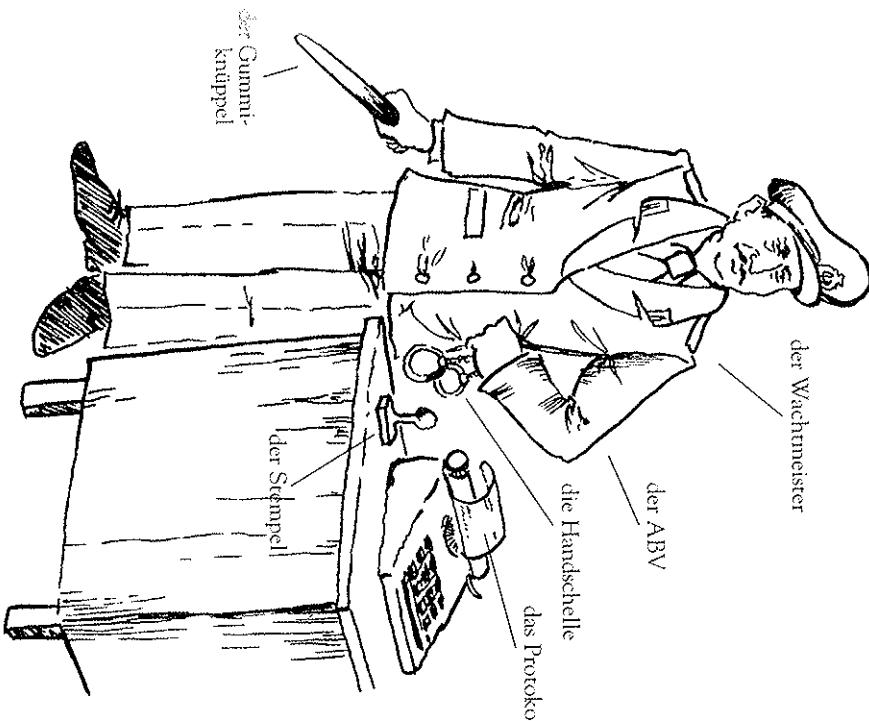
Micha schloss vor Schrecken die Augen, als er sich das vorstellte. Er hörte nur noch, wie der ABV im Gehen munter rief: »Na, Jungs, so ein Hobby hättet ihr mir bestimmt nicht zuge-
traut, oder?«

Nach einer Woche war der ABV nicht Unterleutnant geworden, sondern zum Meister herabgesetzt. Und er begann, Micha zu schikanieren. Wann immer Micha ihm über den Weg lief, hieß es: »Guten Tag, Ihren Personalausweis, bitte!«

Es musste einen Riesenskandal gegeben haben. Micha konnte sich die Szene gut vorstellen: Der Polizeipräsident persönlich war

nach vorn gestürmt und hatte mit einem Gummiknöppel auf die Lautsprecherboxen eingeschlagen. Und der Innenminister hatte seine Dienstwaffe gezogen, um den Kassettenre-
corder zu erschießen.

5



Kapitel 3

Wenn der ABV die Musikkassette mit »Moscow, Moscow« nicht an sich genommen hätte, dann wäre Michas erster Liebesbrief auch nicht in den Todesstreifen geflogen.

Eigentlich war Micha nicht ganz sicher, ob dieser Brief überhaupt an ihn war. Er war auch nicht ganz sicher, ob dieser Brief von dem Mädchen war, vom dem er für sein Leben gern ein Liebesbrief bekommen hätte.

Dieses Mädchen hieß Miriam und war die Schulschönste. Für Micha war sie natürlich die Welt schönste!

Sie war das Ereignis der Sonnenallee. Wenn sie auf die Straße kam, setzte ein ganz anderer Rhythmus ein. Die Straßenarbeiter ließen alles fallen. Die Westautos, die aus dem Grenzübergang gefahren kamen, stoppten und ließen Miriam vor sich über die Straße gehen. Auf dem Wachturm im Todesstreifen rissen die Grenzsoldaten ihre Ferngläser herum. Sogar das Lachen der westdeutschen Schulklassen verstummte.

Miriam war noch nicht lange an der Schule, in die auch Micha, Mario und die anderen gingen. Niemand wusste etwas Genaues über sie oder

ihr Verhältnis zu Jungs und zu Männern. Miriam war für alle die fremde, schöne Frau. Eigentlich war Miriam ein uneheliches Kind, aber auch das wusste keiner.

Sie war ein uneheliches Kind, weil ihr Vater mit dem Auto einmal zu früh abgebogen war.

Er war auf dem Weg zum Standesamt. Dort wollte er Miriams Mutter treffen, die im achten Monat war. Die Hochzeit sollte in Berlin stattfinden, und in Berlin kannte sich Miriams

Vater überhaupt nicht aus. Er kam von Dessau und bog falsch ab, fuhr eine andere Straße hinunter und stand plötzlich mit seinem Trabi im Grenzübergang in der Sonnenallee. Er verstand überhaupt nicht, dass er an einem Grenzübergang war. Deshalb stieg er aus und lief wütend umher.

»Ich will da aber durch!«, rief er immer wieder.

Er war so aufgereggt, dass die Grenzer sich gründlicher mit ihm beschäftigten.

Er wurde so lange verhört, dass er den Termin auf dem Standesamt nicht mehr schaffte. Und bevor es zu einem neuen Termin kam, wurde Miriam geboren. So war Miriam ein uneheliches Kind.

Als Miriams kleiner Bruder geboren wurde,

das Standesamt, offizielle Stelle für Eheschließungen
der Trabi, ostdeutsches Auto mit Zweitaktmotor
der Termin, festgelegter Zeitpunkt

war Miriam klar, dass ihre Eltern nicht zusammenbleiben würden. Und als sie sich endlich trennten, wollte Miriams Mutter sich vor Miriams Vater sicher fühlen. So zog sie an das kürzere Ende der Sonnenallee.

Sie meinte ganz richtig, dass Miriams Vater nie wieder in diese Gegend kommen würde.

Miriams Verhältnis zu Jungs und zu Männern war völlig unklar. Sie wurde öfter gesehen, wie sie auf ein Motorrad stieg.

Das Motorrad fuhr immer erst vor, wenn sie aus dem Haus kam. Die Maschine war eine AWO, also das Motorrad! Die AWO war selten, denn seit den frühen sechziger Jahren wurde sie nicht mehr gebaut. Dass Miriam auf eine AWO stieg, war schon ein Zeichen davon, dass sie sich in einer ganz anderen Welt bewegte.

Wenn Miriam die Maschine vor ihrem Haus hörte, lief sie hinaus. Sie begrüßte den Fahrer mit einem schnellen Kuss - und weg war sie. Den AWO-Fahrer bekamen die Jungen vom Platz niemals zu Gesicht. Er trug immer eine Motorradbrille.

»Vielleicht ist er gar nicht ihr Freund«, sagte Michal einmal.

»Vielleicht ist es nur ... « Ihm fiel niemand ein. Wer würde täglich das schönste Mädchen

abholen, sie mit einem Kuss begrüßen, wenn er nicht ihr Freund wäre?

»Vielleicht ist es nur ihr Onkel«, sagte Mario hoffnungsvoll.

Micha brachte es nie fertig, Miriam anzusprechen. Aber immer wieder versuchte er ihren kleinen Bruder über sie auszufragen. Alle, die in Miriam verliebt waren, - und das waren alle Jungen der oberen Klassen, ver suchten das.

Miriams jüngerer Bruder war erst zehn, aber er wusste genau, was seine Informationen wert waren. Er ließ sich sogar dafür bezahlen, und zwar mit kleinen Spielzeug-Autos. Wenn jemand von ihm etwas über Miriam wissen wollte, fragte er als Erstes: »Hast du ein Auto für mich?«

Es sprach sich schnell herum, und so wurden die Schüler der oberen Klassen zu Auto-Experten. Nur ihre Westverwandten wunderten sich darüber, dass sich Sechzehn-, Siebzehnjährige zu Weihnachten den Lamborghini Countach oder den Road Dragster wünschten. Denn Miriams kleiner Bruder nahm nicht jedes Auto. Als ihm Brille mal einen grünen Kennel Truck geben wollte, gab er ihm keine Auskunft über Miriam. Es sollte schon ein Maserati oder Montevedi Hai sein.

Kapitel 4

Einmal, in einer echten Notlage, hat Micha dann doch versucht, Miriams Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Die Notlage bestand darin, dass er zu einem Diskussionsbeitrag verdonnert wurde.

In der Halle der Schule hing in großen Buchstaben der Spruch »Die Partei ist die Vorhut der Arbeiterklasse!«. Mario hatte das Wort Vorhut an der richtigen Stelle um den Buchstab A bereichert. Dafür wurde Mario verpetzt. Eine Person, die jeden verpetzt, gab es immer.

Leider stand Mario schon auf so einer Art Liste. Er hatte nämlich schon einiges ausgefressen. »Noch so ein Ding, dann ...«, hieß es beim letzten Mal. Und jetzt konnte er nur eine Stelle als Betonbauer oder Arbeiter bekommen. Dabei wollte er doch studieren. Doch als Marios Freund hat nun Micha das mit dem A auf sich genommen. Er wollte gern den Ruf haben, eine mutige Tat begangen zu haben. Und ein A an der richtigen Stelle in einer roten Parole anzubringen, das war eine mutige Tat.

Leider wusste weder Mario noch Micha, dass die Parole auf Lenin zurückging. Wer aber Lenin beleidigt, beleidigt die Partei. Wer die Partei beleidigt, beleidigt die DDR. Wer die DDR beleidigt, ist gegen den Frieden. Wer gegen den Frieden ist, muss bekämpft werden. Und wie es aussah, hatte Micha Lenin beleidigt.

Deshalb wurde er zu einem Diskussionsbeitrag verdonnert, - von seiner Schuldirektorin, die mit dem Namen Erdmute Löffeling gestraft war.

Diskussionsbeiträge waren eine echte Strafe, obwohl sie eigentlich eine echte Ehre waren. Niemand wollte einen Diskussionsbeitrag halten. Jeder redete sich heraus. Doch Micha konnte sich nicht herausreden. Sein Diskussionsbeitrag sollte heißen »Was uns die Klassiker des Marxismus-Leninismus heute sagen«. Micha befürchtete, für Miriam »der mit der roten Rede« zu werden, wenn sie ihn mit dieser Rede das erste Mal bemerkte. Deshalb musste Micha sich noch vorher bei Miriam in Szene setzen. Darin bestand die Notlage.

verdommen, verurteilen
verpezen, verarbeiten
auspressen, etwas Verbotenes tun

Lenin, 1870-1924, Anführer der russischen Revolution und sowjetrussischer Politiker

Er hatte zwei Wochen Zeit, und in diesen zwei Wochen war auch die Schuldisco. Die Disco endete schon um halb neun und Stimmung kam nie auf. Nur in der letzten halben Stunde war es in dem großen Raum dunkel wie in einer Disco.

Trotzdem hielt Micha die Schuldisco für die einzige günstige Gelegenheit, sich bei Miriam in Szene zu setzen.

Natürlich war die Schuldisco die ungünstigste Gelegenheit. Es kamen alle Jungs aus den oberen Klassen, und alle hatten dasselbe vor. Erst als Micha, Mario, Wuschel, Brille und der Dicke aus Langeweile die Etiketten an den Colaflaschen abgerissen hatten, kam Miriam. Sie setzte sich neben ihre Freundin, und die beiden begannen zu schnattern, als hätten sie sich zehn Jahre nicht gesehen.

Micha blieb gar nicht anderes übrig, als sich ein Herz zu fassen. Er musste das tun, was ein Mann tun muss.

In der Pause, bevor ein neuer Titel begann, stand er auf und legte den ganzen endlosen Weg quer durch die Disco zurück. Sobald die erste Note zu hören war, fragte er Miriam: »Tanzen wir?«.

Er gab sich die allergrößte Mühe, sicher und

erfahren zu wirken. Aber plötzlich fuhr ihm ein Schreck in die Knochen, und er wusste, dass er sich blamiert hatte. Der Song war ein Ostsong! Ein Ostsong von der schlimmsten Sorte!

Die Tanzfläche leerte sich schlagartig. Miriam und ihre Freundin unterbrachen einen Augenblick ihr Geschnatter. Miriam sah ihn an, kicherte und sprach weiter mit ihrer Freundin.

Micha blieb stehen, aber sie tat, als gäbe es ihn nicht. Er musste wieder zurück. Die ganze Schule starzte ihn an, als er quer durch die Disco ging.

Wuschel sagte: »Das ist ein tapferer Mann.« Und damit war gesagt, was alle dachten. Micha war der erste, der es gewagt hatte.

Er hatte Miriam zum Tanzen aufgefordert! Micha saß von nun an wie leblos auf seinem Stuhl, bis plötzlich etwas geschah. Eine Unruhe griff um sich. Mario stieß Micha an, Brille nahm seine Brille ab und putzte sie nervös, dem Dicken klappte der Mund auf.

»Das gibt es doch gar nicht.«

Miriam tanzte. Sie tanzte mit jemandem. Diesen Jemand kannte niemand. Er war einfach so hereingekommen,

| schwatzen, eifrig über nicht wichtige Dinge reden

| kichern, leise lachen

kommen mit ein paar Freunden und hatte Miriam aufgefordert. Seine Freunde hatten die anderen Mädchen aufgefordert.

Und dazu hatten sie sogar einen langsam
5 Titel. Einen langen, schönen, langsam
Titel. Den langen, langsam Titel.

Wer je das Glück hat, zu diesem Titel zu tan-
zen, der wird es nie vergessen. Er wird sein
ganzes Leben lang die Menschheit einteilen in
10 die, die das erlebt haben, und die, die es nicht
erlebt haben.

Mariam tanzte nicht nur mit dem Fremden.
Sie begann auch mit ihm *rumzuknutschen*, und
zwar heftig.

15 Micha sah es, die Clique sah es, alle sahen
es. Bis plötzlich das Licht anging und die
Schuldirektorin Erdmute Löffeling im Saal
stand. Der Knutscher trug ein T-Shirt vom
John-F.-Kennedy-Gymnasium: Miriam hatte
20 sich mit einem Westberliner rumgeknuscht.
Die Schuldirektorin machte eine Riesen-
szene. Der Westberliner wurde auf der Stelle
herausgeschmissen, Miriam wurde zu einem
Diskussionsbeitrag verdonnert, und Micha war
25 damit der Mann der Stunde.

rumkutschchen, hier: ohne ernste Gefühle jemanden umarmen und küs-
sen

In den folgenden Tagen setzten bei allen Jungs aus den oberen Klassen fiebrhafte Aktivitä-
ten ein. Alle kannten nur ein Ziel: Jeder woll-
te etwas ausfressen und sich dadurch zu einem
Diskussionsbeitrag verdonnern lassen.

5

So gab es in den folgenden Tagen immer wieder Episoden, wo Schüler normalerweise zu einem Diskussionsbeitrag verdonnert wurden.
Weil aber mit zwei Verdonneten schon eine Grenze erreicht war, bekam Wuschel im Physikunterricht zwar eine Fünf, aber zu einem Diskussionsbeitrag wurde er nicht verdonnert.

Im Sportunterricht musste Mario fünfzig *Liege-*
stützen machen. Zu einem Diskussionsbeitrag
wurde aber auch er nicht verdonnert. Der
Dicke wurde nur dazu verdonnert, am 7. Okto-
ber die große Fahne zu tragen, was sich als ech-
te Strafe herausstellte, denn am 7. Oktober
goss es im Stromen. Und das Banner, das schon
schwer genug war, wurde im Regen noch
20 schwerer.

Micha blieb also der Einzige, der zu einem
Diskussionsbeitrag verdonnert wurde. Und
Miriam natürlich.

Kapitel 5

»Wie?«, fragte Micha, der nicht verstand, was sie meinte.

»Na, wegen irgendetwas werden sie dich doch verdonnert haben?«

»Ach so, ja, natürlich!«, sagte Micha. »Ich 5
habe Lenin angegriffen, dazu auch noch die Arbeiterklasse und die Partei. Du kannst dir ja vorstellen, was da los war.«

»Die im Westen küssen ganz anders,« unterbrach sie ihn mit einem romantischen Klang in der Stimme und Micha verstummte.

»Ich würde es ja gern jemandem zeigen«, flüsterte sie und kicherte wieder. Dann hörte sie plötzlich auf - als wäre ihr eben eine Idee gekommen.

Micha ahnte, welche Idee ihr gekommen war. In der Dunkelheit sah er ihre vollen Lippen feucht glänzen. Sie näherte sich ihm langsam. Er bemerkte, dass sich im FDJ-Hemd zwei aufregend volle Brüste hoben und senkten. Er roch ihren sanften, blumigen Geruch. Er schloss die Augen und dachte: Das glaubt mir keiner...

Ausgerechnet in diesem Augenblick wurde im Saal die Rede fertig und Miriam wurde ans Rednerpult gerufen. Es war dunkel hinter der 15
umdrehte.

»Und?« flüsterte Miriam. »Hast du auch was 25
ausgefressen?«

| FDI, Freie Deutsche Jugend, sozialistische Organisation für 14 bis 25-
Jährige, siehe Seite 26

Bühne, aber nicht so dunkel, dass Miriam nicht Michas entrückten Blick bemerkte.

»Irgendwann zeige ich es dir!«, sagte sie mit einem letzten Kichern und ging auf die Bühne.

Sie hielt eine Rede, in der sie bekannte, dass sie besonders die Jungs für männlich halte, die drei Jahre zur Armee gehen würden. Einem solchen Mann würde sie natürlich auch drei Jahre treu bleiben. Die Schuldirektorin Erdmutter Löffeling bewegte wohlwollend den Kopf.

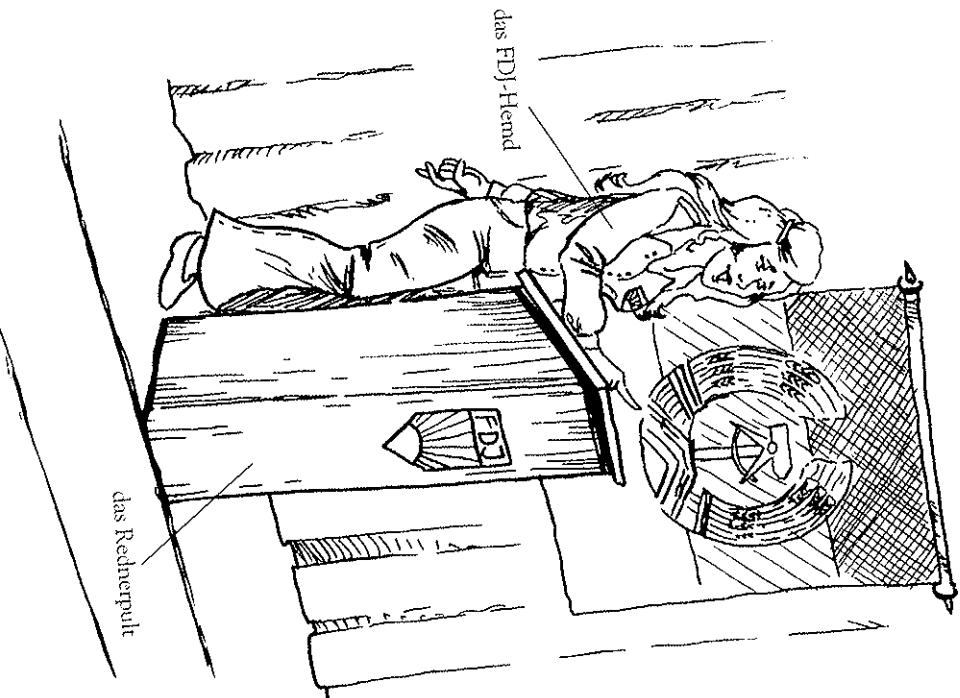
Nur Micha konnte sehen, dass Miriam hinter dem Rücken die Finger gekreuzt hatte.

Micha war von Miriams Beinahe-Kuss hinter der Bühne so außer sich, dass er schon nach wenigen Sätzen seiner Rede von dem vorbereiteten Manuskript abkam.

»Die Gedanken der Theoretiker«, sagte er, »waren belebt von einer großen Liebe.«

In dem Augenblick, in dem Micha dieses Wort aussprach, begannen seine Augen zu leuchten. Er verlor völlig die Kontrolle. »Einer Liebe, die sie stark mache, so dass sie frei und glücklich über diese herrliche Welt flogen, über prachtvolle Wiesen voll von duftenden Blumen, die in den schönsten Farben blühten ... «.

Der Dicke sah sich unruhig um und fragte



das FDJ-Heim

das Rednerpult

leise: »Hat dem einer etwas ins Essen getan?«
Mario flüsterte zurück: »Wenn ja, dann hätte
ich auch gern was davon.«

Nach der Versammlung ging Micha auf
Miriam zu und sagte ihr so, dass es niemand
hörte konnte: »Ich habe gesehen, wie du bei
deiner Rede die Finger gekreuzt hast.«

»Ja?«, antwortete Miriam. »Dann haben wir
jetzt ein Geheimnis.« Sie ließ Micha stehen
und lief schnell zum Ausgang. Micha lief ihr
hinterher, aber er sah sie nur noch als Beifah-
rerin auf einem Motorrad verschwinden. Seine
gute Laune blieb trotzdem, auch als der ABV
seinen Personalausweis kontrollierte.

Sie hat mit einem Kuss versprochen, sie hat
mir einen Kuss versprochen, jubelte es in ihm
auf dem ganzen Nachhauseweg. Aber weil er
wusste, dass ihn seine Mutter vom Küchenfen-
ster aus sah, versuchte er sich nichts anmerken
zu lassen.

chas Geschwister, Bernd und Sabine, die beide
älter waren als Micha.

Bernd war bei der Armee, obwohl er beinahe
vergessen wurde. Er hatte einen sehr merkwür-
digen Geburtstag, den 29. Februar. Für die 5
Armee hatte wohl jeder Februar nur achtund-
zwanzig Tage. Bernd hatte nämlich keine Auf-
forderung zu der Musterung bekommen.

Als dann in der Zeitung eine Bekannt-
machung für die Musterung stand, wollte 10
Bernd einfach tun, als hätte er sie nicht ge-
lesen.

»Niemand kann von mir verlangen, dass ich
jeden Tag die Zeitung lese! Vielleicht merken
die gar nichts von mir und vergessen mich!«, 15
sagte er.

Frau Kuppisch aber, die ein bisschen ängst-
lich war, meinte: »So was merken die immer!«

So ging Bernd dann doch dahin. Als er dort
vor den Offizieren stand, breitete er die Zeit-
tung aus mit den Worten: »Guten Tag, ich
komme auf Ihre Annonce.«

Die Offiziere fanden das überhaupt nicht
komisch.

Michas Mutter hieß Doris, und sie sagte gern
von sich: »Ich halte doch den ganzen Laden
zusammen!« Und so war es auch.

Zu dem ganzen Laden gehörten auch Mi-

Als Bernd von der Musterung kam, erzählte er
nur, dass »die da alle so komisch sprechen.« 25

| die Musterung. Überprüfung, ob jemand für das Militär geeignet ist

Als er dann selbst bei der Armee war, drückte er sich auch komisch aus.

Wenn er auf Urlaub kam, lernten ihn die Kuppischs von einer ganz neuen Seite kennen.
So fragte er nicht mehr: »Wann gibt es denn Abendbrot?«, sondern »Können wir bald Essen fassen?« Und wenn er gefragt wurde, wie es im Theater war, dann antwortete er so: »Nach dem Einrücken in den Zuschauerraum
10 bezog ich in Reihe acht meine Stellung.«

Natürlich waren seine Leute beunruhigt, aber sie ließen sich nichts anmerken. Das wird schon wieder werden, dachten sie.

Obwohl Bernd bei der Armee war, blieb es in der engen Wohnung genau so eng wie vorher. Es war ein anstrengendes Zuhause, fand Micha.

Herr Kuppisch war Straßenbahnfahrer und musste deshalb oft schon in der Nacht aufstehen. Und weil er so unregelmäßige Arbeitszeiten hatte, wusste Micha auch nie, wann sein Vater Feierabend hat. Brilles Vater war Ingenieur und kam jeden Tag genau fünf Minuten vor fünf nach Hause. In Michas Augen war das fantastisch. Brille hatte auch keine Geschwister.

Micha hatte außer Bernd noch eine Schwester, die Sabine hieß. Die kam jetzt in das Alter mit dem festen Freund, den sie auch immer mitbrachte. Allerdings hatte Sabine das Prinzip des festen Freunds nicht ganz verstanden - sie hatte dauernd einen anderen festen Freund. Micha merkte sich nicht mal die Namen; er sagte nur »Sabines Aktueller«. Sabine liebte ihren Aktuellen immer so sehr, dass sie ihm alles nachmachte.

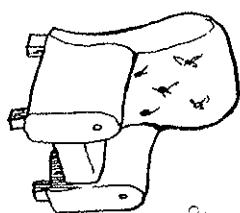
Einmal sah Herr Kuppisch, wie Sabine einen Parteiantrag ausfüllte. Herr Kuppisch regte sich auf, aber Sabine zeigte entschuldigend auf ihren Aktuellen: »Er ist doch auch in der Partei!«

»Und ich werde auch für sie bürgen«, erklärte ihr Aktueller. »Nicht wahr, ich werde für dich bürgen!« Sabine nickte freudig, aber Herr Kuppisch setzte dem ein Ende, indem er Sabines Parteiantrag einfach wegnahm, ihn zusammenknüllte und unter den wippenden Tisch steckte.

So eng die Wohnung auch war - ein großer Sessel hatte trotzdem Platz. Dieser Sessel war

der Parteiantrag, schriftliche Bitte um Mitgliedschaft in der Partei
bürgen, für jemanden etwas garantieren
zusammenknüllen, mit der Hand zusammendrücken
der Sessel, siehe Seite 32

der Stammlplatz von Onkel Heinz, dem Westonkel. Er schien sich in diesen Sessel wohl zu fühlen, denn er kam oft zu Besuch.



der Sessel

Herr Kuppisch las die »Berliner Zeitung«,
nicht das »Neue Deutschland«. Das eine war
eine Zeitung mit viel Lokalem. Das andere war
das Zentralorgan der Partei.
Frau Kuppisch kam dahinter, dass in allen
Zeitungen im Grunde dasselbe stand wie einen
Tag früher im ND. Sie wollte ihren Mann
überreden, zum ND zu wechseln. Aber Herr
Kuppisch wollte nicht: »Ich will doch diesen
Mist nicht lesen!«
»Aber unser Nachbar liest auch das ND!«,
meinte Frau Kuppisch. »Da kann es doch
nicht so schlimm sein.«
»Der ist doch auch bei der Stasi!«, meinte
Herr Kuppisch.
»Woher willst du das wissen?« Herr Kuppisch fand

20

| der Mist, hier: Unison

dauernd Beweise, dass sein Nachbar bei der Stasi ist. Frau Kuppisch war sich da nicht so sicher. Und so gab es endlose Diskussionen.

Er: »Außerdem haben sie Telefon.«

Sie: »Aber das beweist doch gar nichts!«

Er: »Ach nein? Sind wir etwa bei der Stasi?«

Sie: »Natürlich nicht.«

Er: »Und haben wir Telefon? Na?«

»Nein, aber ... «

Nun fiel Frau Kuppisch nichts mehr ein.
Familie Kuppisch hatte wirklich kein Telefon.
»Ich schreib eine Eingabe«, sagte Herr Kup-
pisch.

»Aber vorsichtig, Horst, mach vorsichtig«,

sagte Frau Kuppisch.
Onkel Heinz, der Westonkel, hatte noch nie
etwas von Eingaben gehört. »Was ist das, eine
Eingabe?«

»Das ist das Einzige, wovor die da oben noch
Angst haben!«, rief Herr Kuppisch und rollte

die Augen. »Wenn ich morgens ins Bad kom-
me und merke, dass Wasser abgestellt ist ... «
»Ach«, unterbrach Micha, »eine Eingabe ist
einfach nur eine Beschwerde.«

»Beschwerde, Beschwerde«, sagte Frau Kup-
pisch. »Als ob wir uns beschweren.«

20

| die Stasi, Ministerium für Staatsicherheit, Geheime Polizei und Nach-
richtendienst der DDR
| die Eingabe, Klage

»Na klar beschweren wir uns!«, erklärte Herr Kuppisch.

»Nein!«, sagte Frau Kuppisch. »Wir fragen nach ... oder wir bitten darum, dass ... Aber beschweren? Wir? Uns? Niemals!«

Kapitel 7

Onkel Heinz war der Bruder von Frau Kuppisch und wohnte auch in der Sonnenallee - allerdings am langen Ende. Er wusste, was er als Westonkel seinen Verwandten schuldig war.

»Guckt mal, was ich schon wieder geschmuggelt habe«, sagte er immer zur Begrüßung mit gesenkter Stimme.

Was Heinz mitbrachte, war grundsätzlich geschmuggelt. Er steckte sich Schokolade in die Socken oder stopfte eine Tüte Gummibärchen in die Unterhose. An der Grenze war er jedes Mal schrecklich nervös.

»Heinz, das ist alles legal!«, hatte ihm Micha schon hundertmal erklärt. »Gummibärchen darfst du!«

Micha wollte, dass Heinz mal eine Platte mitbringt. Heinz waren solche Aktionen zu

schnüggeln, etwas ohne Erlaubnis über die Grenze bringen die Tüte Gummibärchen, Süßigkeit in Form kleiner Bächen

gefährlich. Er wusste, was Schmuggeln droht. »Fünfundzwanzig Jahre Sibirien für ein halbes Pfund Kaffee!«

Wenn Heinz im großen Sessel in dem engen Wohnzimmer Platz genommen hatte, klagte er jedes Mal. »Die reinste Todeszelle ist das!«

Er hatte schon vor Jahren gesehen, dass hinter der Heizung Asbest war und damals ausgerufen: »Asbest, ihr habt Asbest! Das gibt Lungenkrebs!«

Herr Kuppisch, der noch nie das Wort Asbest gehört hatte, rief: »Ich mach eine Eingabe!«

Frau Kuppisch rief: »Aber vorsichtig, Horst, mach vorsichtig!«

Herr Kuppisch schrieb wie immer keine Eingabe, und der Asbest wurde langsam vergessen, auch wenn Heinz jedes Mal, wenn er zu Besuch kam, daran erinnerte: »Die reinste Todeszelle ist das!«

Heinz hatte einmal Schuhe für Frau Kuppisch geschmuggelt, die mit Zeitungspapier ausgestopft waren. Als Herr Kuppisch neugierig die zusammengeknüllte Bild-Zeitung glättete und

der Asbest, feuerfester Stoff, dessen Staub schädlich ist der Lungenkrebs, sehr ernste Krankheit

zu lesen begann, wurde er blass. »Hier«, sagte er und zeigte auf eine fette Überschrift: Nach 15 Jahren tot. Asbest macht Krebs!

»Ich hab es doch gesagt!«, rief Onkel Heinz.

Frau Kuppisch begann nachzurechnen. Herr Kuppisch, Micha und Sabine rechneten mit.

5 »Wir sind hier eingezogen ...«

»Warte mal ...«

»Na ja ... vor fünfzehn ...«

10 »Nein, länger ...«

»Nix! Wenn wir den Urlaub nicht mitrechnen ...«

» ... und die Zeit, die wir nicht zu Hause sind. Micha, Sabine, ihr seid doch immer sechs

15 Stunden in der Schule gewesen?«

»Ich komme auf nicht ganz ... fünfzehn Jahre.«

Fünfzehn Jahre. Auf dem Tisch lag die geglättete Bild-Zeitung. In der stand ganz dick, dass 20 der Asbest nach fünfzehn Jahren den tödlichen Lungenkrebs bringt.

»Ich schreib eine Eingabe«, sagte Herr Kuppisch mit leiser Stimme.

Frau Kuppisch rief: »Aber vorsichtig, Horst, 25 mach vorsichtig! Meinst du, die lassen Micha in Moskau studieren, wenn wir uns dauernd beschweren?«

»Der will in Moskau studieren?«, fragte

Heinz. »Aber der gehört nach Harvard! Nach Russland geht man doch nur mit einer Maschinenpistole unter dem Arm oder einer Kugel am Bein!«

Micha wollte nicht unbedingt in Moskau studieren. Seine Mutter hatte das bestimmt. Um in Moskau zu studieren, musste Micha in eine Vorbereitungsklasse auf einer besonderen Schule, die »Rotes Kloster« hieß. Und um auf das Rote Kloster zu kommen, musste er ein *hervorragender* Schüler sein. Er musste ein hervorragendes Berufsziel und eine hervorragende politische Einstellung haben. Ein hervorragendes Verhalten, hervorragende Freunde und eine hervorragende Familie musste er auch noch haben.

»Wir müssen alle für einen tadellosen Ruf sorgen«, sagte Frau Kuppisch. Sie wusste, worum es ging. »Horst! Du liest nicht mehr die Berliner Zeitung, sondern das Neue Deutschland.«

»Was, das ND? Das ist doch so groß!«

»Eben, dann sehen es auch alle!«

»Aber, so eng wie das hier ist! Sag mir mal, wie ich überhaupt das ND aufschlagen soll!«

Harvard, bedeutendste Universität der USA
hervorragend, glänzend

»Dann setz dich ans Fenster. Da sieht dich jeder. Wenn die Stasi zu unseren Nachbarn kommt und die nach uns ausfragt, dann sagen sie, dass bei uns das ND gelesen wird. Dann ist alles in Ordnung. Micha kann aufs Rote Kloster und dann in Moskau studieren.«

»Die Stasi kommt nicht zu unseren Nachbarn, weil unsere Nachbarn die Stasi sind!«, erklärte Herr Kuppisch.

»Ja, ja, was du wieder weißt«, sagte Frau Kuppisch.

»Klar weiß ich das! Ihr Auto wurde in nur einer Woche repariert!«

Micha wusste wirklich nicht, was er werden sollte. Wenn er am Platz herumhing, hörte er Brille und Mario darüber diskutieren.

Mario: »Was ist mit Architektur?«

Brille: »Um Häuser zu bauen, die so aussehen, wie es die SED will?«

Brille wusste sogar, dass das Studium der Frügeschichte nicht unpolitisch war. Da lernte man, wie die Menschen sich schon damals nach der SED gesehnt haben.

Diese Diskussionen fanden meist ein Ende, wenn ein Touristenbus über die Grenze in den

Osten gerollt kam. Dann rannten Mario und Micha auf den Bus zu, streckten die Hände bettelnd vor, rissen die Augen auf und riefen: »Hunger! Hunger!«

Die Touristen waren schockiert über die Zustände hinter dem Eisernen Vorhang. Sie machten Fotos, und wenn der Bus verschwunden war, lachten sich Mario und Micha halbtot. Sie stellten sich vor, wie in Pittsburgh, Osaka oder Barcelona ihre Bilder herumgezeigt wurden.

Die anderen vom Platz hatten keine Lust mitzumachen. Mario und Micha dagegen übertrieben immer mehr, wenn Touristenbusse kamen. Sie angelten etwas aus den Papierkörben und kämpften darum oder um ein Salatblatt, das vor dem Gemüseladen lag. Natürlich hofften sie bei ihrer »Hunger! Hunger!«-Show von Miriam gesehen zu werden. Denn Miriam wollten sie zum Lachen bringen. Aber Miriam war nie in der Nähe, wenn ein Touristenbus über die Grenze kam.

Kapitel 8

Micha war seit dem Kuss-Versprechen nur einmal mit Miriam zusammengetroffen. Sie gingen zusammen ein Stück die Straße hinab, und Micha wusste nicht, worüber er mit ihr reden sollte. Er dachte an den Asbest und sagte nur:

»Ich hab nicht mehr lange zu leben.«

Für einen roten Monteverdi Hai hatte er von Miriams kleinem Bruder die Information bekommen, dass sich Miriam zur Tanzschule

angemeldet hatte.

Er war so unvorsichtig, das am Platz zu erzählen. Und gleich meldeten sich Mario, Brille und der Dicke auch zur Tanzschule an. Micha wollte nicht, weil er nicht tanzen konn-

te.

Er ging zwar zur Tanzschule, aber er meldete sich nicht an. Er bemerkte, dass er durch die Fensterscheiben in die Tanzschule sehen konnte, und er versteckte sich und beobachtete heimlich den Tanzsaal. Er sah, dass die Herren sich erheben mussten und die Damen auf-

fordern.

Micha wurde in dem Moment klar, dass Tanzschule auch bedeutet, dass er Miriam sehr, sehr nah sein würde.

Dann war die Tanzstunde zu Ende und Micha sah, wie die Tanzschüler sich auf der

Straße voneinander verabschiedeten. Vielleicht, dachte er, sind Tanzstunden doch nicht so schlimm - und er meldete sich an.

Es war noch viel schlimmer, als er gedacht hatte. Nach Meinung seiner Mutter musste Micha für die Tanzschule seine guten Sachen anziehen. Die einzigen guten Sachen, die Micha hatte, war der Anzug von der Jugendweihe. Aber Micha war in einem Jahr zehn Zentimeter gewachsen.

Für Micha war es eine schwere Zeit.

Als die Tanzlehrerin die Herren aufforderte, die Damen zum ersten Tanz zu bitten, gab es einen Sturmangriff auf Miriam.

Micha war als Erster bei ihr. Er war der Erste, der seinen Arm um ihre Hüfte legen, ihre Hand fassen und ihr in die Augen sehen konnte. Micha batte nicht geglaubt, wie glücklich es ihn machen würde, sie einfach nur zu halten. Er fühlte ihren weichen Körper, ihren Atem und den Duft ihrer Haare.

Doch dann begann der Tanz, und es war vorbei mit der Romantik. Micha konnte kein bisch tanzen. Er stand Miriam auf den Füßen, und sie wünschte sich schon nach zwei Minuten, ihn wieder loszuwerden.

Ihr Wunsch ging in Erfüllung. Micha musste Miriam nach dem Tanz an den nächsten Partner abgeben. Der war auch nicht besser. So ging das immer weiter. Alle wollten mit Miriam tanzen, aber jeder sprang ihr auf den Füßen herum.

Die Tanzstunden nahmen immer den gleichen Verlauf, Woche für Woche: Nach jedem Tanz wurde gewechselt - der Reihe nach. Bis zu dem Zeitpunkt, wo Micha sich in jeder Tanzstunde den letzten Tanz mit Miriam sicherte.

Er war klug genug, seine neue Taktik geheim

zu halten. Er hatte beobachtet, dass es für jede Tanzstunde einen vorbereiteten Plattenstapel gab. Also musste er nur vor den Tanzstunden die Platten zählen, um herauszufinden, wie viele Titel gespielt würden. Und dann musste er nur noch, beginnend bei Miriam, die Stühle mit den Damen abzählen. Dann wusste er, mit welcher der Damen er anfangen musste, um den letzten Tanz mit Miriam zu haben.

Wenn mit neun Titeln Foxtrott geübt wurde, dann konnte Micha mit acht Partnerinnen üben. Es machte ihm nicht aus, sie zu treten. Wenn es mitten im Tanz krachte, dann wussten alle, dass wieder einmal Michas Tanzpartnerin

zu Boden ging.

Micha hatte bald einen furchterlichen Ruf. Aber er betrachtete seine acht Partnerinnen vor Miriam ganz einfach als Übungsmaterial. Erst beim letzten Tanz, bei dem mit Miriam, 5 wollte er gut sein. Und das gelang ihm.

Nach der letzten Tanzstunde fragte sie ihn, ob er sie zum Abschlussball gern an seiner Seite hätte.

Genau so hatte sich Micha das ausgedacht. 10

Kapitel 9

Wuschel ging nicht zur Tanzschule. So was interessierte ihn nicht. Wuschel interessierte sich auch sonst für nichts, nur für Musik. Und für Musik interessierte er sich auch nur dann, wenn sie von den Rolling Stones war.

Während die anderen vom Platz zur Tanzschule gingen, versuchte er, auf die Spur der »Exile on Main Street« zu kommen. Das war das Doppelalbum der Rolling Stones. Er hatte die Adresse von einem Hippie, der in Straußberg wohnte und jetzt die »Exile« besitzen sollte.

Wuschel fuhr mit seinem Rad nach Straußberg, suchte und fand den Hippie.

| krachen, ein lautes Geräusch machen

»Wer bist denn du, Mann«, fragte der Hippie.

»Ich habe deine Adresse von Franki«, sagte Wuschel.

»Ja, Mann, kenne ich, Mann, ist aus Berlin,
5 Mann. Verrückte Stadt, Mann, mit einem Fernsehturm in der Mitte. Und, Mann, was

führt dich zu mir?«

»Na, du hast doch die Exile on Main Street.«

»Nee, Mann, so darfst du das nicht sehen,
10 Mann. Die hatte ich, klar, von Franki. Aber, Mann, weißt du, die Dinge müssen doch in Bewegung bleiben. Also, hier wirst du die Exile nicht finden!«

Aber Wuschel fand heraus, mit wem der
15 Hippie die Platten getauscht hatte. Jemand, der Bergmann heißt, sollte die Platte besitzen, so sagte der Straußberger Hippie.

Wuschel fuhr zurück nach Berlin und verfolgte die Spur.

Bergmann war ein ängstlicher Typ. Er fürchte-
te Hausdurchsuchungen. Deshalb hatte er sei-
ne Platten, die er für gefährlich hielt, in
unschuldige Cover gesteckt. Um die Exile ver-
stecken zu können, hatte er sich sogar zwei
Platten von einem sowjetischen Armee-Chor
gekauft. Die Exile war ein Doppelalbum und
20

brauchte zwei Cover.

Natürlich wunderte sich seine Freundin darüber, dass bei ihm sowjetische Chöre in der Plattensammlung standen.

Und dann kam Bergmann zur Armee, wo
der eine harte Schlag nach dem anderen folg-
te. Dauernd wurde ihm der Urlaub gestrichen.
Und einmal kam er sogar für zehn Tage ins
Gefängnis.

Seine Freundin wartete zu Hause auf ihn mit
Wein und im Unterrock. Doch anstatt Berg-
mann kam wieder nur der Telegrammbote.
Darauf regte Bergmanns Freundin sich so auf,
dass sie den Wein allein trank und noch im
Unterrock Bergmanns zwei Armeeplatten kurz
15 und klein schlug. Und weil ihr vor Wut Trä-
nen in den Augen standen, sah sie nicht, was
sie wirklich kaputt schlug.

Auch Wuschel kamen die Tränen, als er hör-
te, welches Ende die »Exile on Main Street«
genommen hatte.

Micha hatte keine Westplatten - trotz
Westonkel. Platten ließen sich nicht in der
Unterhose schmuggeln, und für solche Aben-
teuer wie doppelter Boden war Onkel Heinz
nicht der Typ. Einmal als der Grenzer trium-
phierend mit dem Pass wedelte, blieb Heinz das
25 wedeln, etwas Leichtes hin- und her bewegen

Herz fast stehen.

»Wissen Sie, was ich glaube?«, sagte der Grenzer, als er die vielen Einreisestempel sah.
»Wissen Sie, was ich glaube? Jemand, der so oft kommt wie Sie, wissen Sie, was ich da denke?«

Heinz schüttelte nur stumm den Kopf. Dieses Mal hatte er sich eine Keksröllle mit Tesafilem ans Bein geklebt.

Der Grenzer holte ihn in die Zollbaracke, und Heinz wusste: Das ist das Ende. Von jetzt an nur noch gesiebte Luft. Er streckte sogar seine Hände vor, für die Handschellen. Lieber gleich alles gestehen.

»Jemand, der so oft kommt wie Sie«, sagte der Grenzer und senkte die Stimme, »der ist bestimmt ein Freund unserer Ordnung!«

Heinz nickte sicherheitshalber.

Der Grenzer flüsterte: »Ich werde Ihnen mal etwas zeigen. Aber - psst!«

Er schlug eine Decke zurück, und zum Vorschein kam eine riesige konfisierte japanische Stereoanlage mit Boxen und jeder Menge Funktionstasten. Triumphierend baute sich der Grenzer neben der Anlage auf und fragte stolz: »Und?«

der Stempel, siehe Seite 13
sieben, hier: durch Gitter durchlassen
die Handschelle, siehe Seite 13
konfiszieren, etwas auf Grund einer Vorschrift wegnehmen

Darauf wusste Heinz nichts zu sagen, aber das wurde auch nicht erwartet.

»Na, gucken Sie sich doch das mal an!«, sagte der Grenzer. »Ist doch viel zu kompliziert! Und so was bauen die da draußen! Aber wir ... «

Und nun präsentierte der Grenzer das Zimmerradio »Fichtelberg«. Es hatte vier Knöpfe, drei große und einen kleinen, eine Skala und einen Lautsprecher.

»Das ist doch was!«, sagte der Grenzer stolz. »Damit kommen alle klar, das sage ich Ihnen. Hier: ein einziger Schalter für Ein / Aus und die Lautstärke! Und der Lautsprecher ist gleich eingebaut. Kein unnötiges Material also! Während wir den Sozialismus aufbauen, baut ihr Radios, die kein Mensch bedienen kann. Haha!«

Heinz, der sich noch vor einer Minute nach Sibirien verschwinden sah, ahnte, dass es sich hier um ein Missverständnis handelte, zu seinen Gunsten.

Der Grenzer hörte gar nicht auf, das Fichtelberg-Radio zu preisen, aber Heinz wollte nur schnell raus aus dieser Baracke.

Er fragte sich, ob Familie Kuppisch jemals verstehen würde, was es für ihn bedeutete, Mal für Mal über diese Grenze zu gehen, mit verbotenen Geschenken, die er an seinem Körper

angebracht hatte. An Stellen, über die er wochenlang nachdachte. Niemals würde einer von den Kuppischs das Gefühl kennen lernen,

das ein Onkel Heinz vor einem DDR-Grenzer ⁵ hatte. Heinz würde natürlich niemals mit den Kuppischs und ihrem Leben in der Zone tau-

schen wollen. Aber dass die keine Ahnung von dem hatten, was er jedes Mal beim Grenz-übertritt durchmachte, das fand Heinz unge-¹⁰ recht.

Eines Tages, als Heinz wieder in den Osten kam, führte ihn der Grenzer treuherzig an den weißen Strich, der die Grenze zeigte.

Dieser Strich war gerade erneuert worden, und der Grenzer erzählte Heinz ganz leise, dass der neue Strich zehn Zentimeter weiter westlich lief. Wenn der Strich alle zwei Jahre erneuert und jedes Mal um zehn Zentimeter nach Westen verschoben würde, dann würde Osteuropa in siebzig Millionen Jahren bis zur Atlantikküste gehen, »und wenn wir jedes Jahr den Strich erneuern, schaffen wir es in der halben Zeit!«

Heinz wusste gar nicht, was er antworten sollte. Er überlegte, ob er sich mit erhobener Faust verabschieden sollte, aber er ließ es bleiben.

Warum sich Kommunisten überhaupt mit

erhobenen Fäusten grüßen, hatte Heinz nie begriffen.

Kapitel 10

Wenn Heinz bei der Familie seiner Schwester zu Besuch war, geschah fast immer etwas, was ihn schockierte. Dieses Mal traf ihn fast der Schlag, als er seine Schwester begrüßte. Frau Kuppisch machte sich vor dem Spiegel zurecht, aber sie schien auf einmal zwanzig Jahre gealtert.

Herr Kuppisch kommentierte verärgert: ¹⁰ »Jede Frau tut etwas, um jünger auszusehen, nur meine will offenbar älter aussehen!«

Heinz zeigte auf das Asbest hinter der Heizung und antwortete Herrn Kuppisch: »Sei froh, dass du sie noch so erlebst, denn so alt, wie sie aussieht, wird sie nie. Und selbst wenn, dann würdest du es nicht erleben!«

Frau Kuppisch konnte dieses Thema überhaupt nicht leiden. »Heinz, hör auf damit, das macht Mischa nur verrückt.« Micha protestierte. »Mama, warum nennst du mich Mischa? Ich heiße Micha!« ¹⁵ »Komm, das kann nicht schaden. Mischa ist russisch, und du willst doch in der Sowjetunion studieren!« ²⁰

»Deshalb musst du mich doch nicht Mischa nennen. Ich sag doch auch nicht Mamutschka.«

»Wieso, ist doch nicht schlecht, wenn alle 5 denken, dass wir Freunde der Sowjetunion sind«, sagte Frau Kuppisch.

»Ras, dwa, tri - Russen werden wie nie!«, erklärte Heinz.

Frau Kuppisch war es, die den Pass von der 10 Bürgerin aus der Bundesrepublik, Helene Rumpel, gefunden hatte. Seitdem arbeitete sie an sich. Sie wollte so aussehen wie die Passinhaberin. Und als Helene Rumpel wollte sie durch die Sperré kommen.

15 Helene Rumpel war zwanzig Jahre älter als Frau Kuppisch - dieses Problem hatte Frau Kuppisch am Schminktisch gelöst. Frau Kuppisch hatte Kleider und Schuhe aus dem Westen und einen unbunutzten Westberliner Fahrschein. Auch die Unterschrift von Helene Rumpel konnte sie wie ihre eigene.

Eines Abends ging sie los, um im schwachen Abendlicht als Helene Rumpel durch die Kontrolle zu kommen.

20 Ängstlich, wie sie war, beobachtete sie zuerst aus sicherer Entfernung den Grenzübergang. Dort wollte ein junges Paar zurück nach Westberlin.

Als Frau Kuppisch sah, wie Locker und selbstbewusst die beiden waren, wie laut sie redeten, wie sie lachten - als sie all das sah, wusste sie, dass ihr zu einem Westler mehr fehlt als nur der Pass, die Schuhe, die Kleider. 5 Und sie wusste, dass sie niemals so werden würde wie die. Und dass sie keine Chance hatte, über die Grenze vor ihrer Haustür zu kommen.

Frau Kuppisch ging wieder nach Hause. Was blieb ihr anderes übrig? Sie schämte sich allerdings nicht für ihre Ängstlichkeit. Sie hatte geahnt, dass sie nicht zu der selbstbewussten Hälfte der Menschheit gehörte. Aber nachdem sie keinen Grund mehr hatte, sich älter zu machen, wurde sie wieder wie früher.

Zu Hause setzte sie sich sofort an den Schminktisch. Herr Kuppisch wollte seinen Augen gar nicht trauen, als er heimkam. Frau Kuppisch wirkte sogar noch jünger als je zuvor. Das sagte jeder, der sie in den ersten Wochen nach ihrer Verjüngung sah.

Niemand konnte sich das erklären. Micha glaubte an einen heimlichen Geliebten, Sabine dachte an einen neuen Friseur. Heinz sah ein 25 Zeichen für Lungenkrebs, denn bekanntlich werden Krebskranke optimistisch, wenn es aufs Ende zugeht.

Als Heinz das nächste Mal kam, war auch er

nicht wieder zu erkennen: Er hatte sich binnen fünf Wochen von 166 auf 131 Pfund heruntergehungert. Er hatte nichts gegessen, »weniger als im Lager in Sibirien!«

5 »Mensch, Heinz, komm, setzt dich an den Tisch«, sagte Frau Kuppisch besorgt. »Heinz, was hast du?« fragte Micha erschrocken, als er seinen Onkel sah.

10 »Nichts«, sagte Heinz, »ich hab was geschmuggelt!« Unter seinem Anzug, der ihm lose am Körper hing, trug er noch einen zweiten Anzug.

15 »Der ist für dich!«, sagte Heinz feierlich zu Micha. »Damit du auf deiner Tanzschule gut aussiehst! Und jetzt werde ich mich ordentlich bei euch durchfressen, was!« Er lachte. »Zieh ihn an, ich will sehen, ob er passt!«, rief Heinz mit vollem Mund. »Micha, kannst du dir vorstellen, ... wie oft ich in den letzten Wochen 20 daran gedacht habe, ... dass ich mich wieder so richtig satt fressen werde, ... sobald ich erst deinen Anzug herüber geschmuggelt habe!« Micha nickte. Er brachte es nicht übers Herz, Heinz zu sagen, dass es legal gewesen wäre, einen Anzug herüber zu bringen. Auch später, als Heinz längst wieder 166 Pfund wog und in den alten Anzug passte, vergaß Micha

niemals, seinen Westonkel für den Anzugschmuggel zu loben.

So hatte Micha beim Abschlussball der Tanzschule nicht nur die schönste Partnerin. Er hatte auch den schönsten Anzug.

5 Miriam trug ein dunkelblaues Abendkleid, und auch Mario, Brille und der Dicke hatten sich so gut angezogen wie schon lange nicht mehr und wie auch lange Zeit danach nie wieder. Sie hatten sogar die Schuhe geputzt.

10 So tanzten noch einmal achtzig geputzte Schuhe über das Parkett. Aber Micha und Miriam waren das Paar. Micha führte Miriam in allen Tänzen und merkte, wie sie ihm mehr und mehr überließ - weil sie sich bei ihm sicher fühlte. Es war das erste Mal, dass in ihm eine Ahnung aufstieg, was es auch heißt, ein Mann zu sein.

15 Miriam genoss es, Micha in die Augen zu sehen und ihn dazu zu bringen, dass er außer ihr nichts bemerkte. So hörte er auch nicht das Brummen eines Motorrades, das draußen vor dem Ballsaal vorfuhr. Ausgerechnet beim Tango, dem Tanz, den Micha am besten konnte. Als der Tanz zu Ende war, verabschiedete sich 20 25 Miriam von Micha.

»Wenn es am schönsten ist, soll man auf hören«, sagte sie nur und ließ ihn stehen.

| durchfressen, sich bei jemand anderem satt essen

Alle sahen es und keiner hätte in dem Moment mit Micha tauschen wollen. Bis eben war er noch der Prinz des Abends. Er lief auf die Straße und rief ihr hinterher: »Nein, wenn es am schönsten ist, kann man auch weitermachen!«

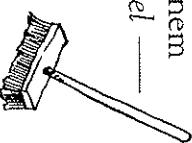
Aber da fuhr sie schon, den Motorradfahrer fest umschlungen, davon. Dass Micha ihr etwas hinterher rief, hörte sie nicht mehr.

10

Ein paar Tage später fand Micha im Briefkasten einen Brief, ohne Namen, ohne Absender, aber mit roten Herzchen zugeklebt. Er riss sofort den Brief aus dem Umschlag und ging aus dem Haus. Da stieß er mit dem ABV zusammen. Der Brief fiel Micha aus der Hand, und weil es ein windiger Tag war, flog er davon.

Micha wollte dem Brief hinterher rennen, aber der ABV griff ihn am Arm und wollte seinen Personalausweis kontrollieren. Der Brief wurde einfach weggeworfen - bis in den Todesstreifen, wo er im Gebüsch landete.

Das konnte Micha aber nicht sehen. Er fand es erst später heraus, als er mit einem Spiegel, den er an einem Besenstiel —



befestigt hatte, in den Todesstreifen guckte. Diesen Brief gab er nicht einfach auf. Er versuchte von nun an alles, um an ihn heranzukommen.

Kapitel 11

Es war der erste Liebesbrief, den Micha bekommen hatte. Und der war im Todesstreifen gelandet.

Micha hatte keine Ahnung, was drinstand. Er wusste ja nicht mal, ob der Brief von Miriam war. Vielleicht hatte ihm eine von den Tanzpartnerinnen geschrieben. Vielleicht war der Brief auch gar nicht an Micha, sondern an seine Schwester Sabine.

Natürlich wünschte sich Micha um alles in der Welt, dass dieser Brief von Miriam war. Und in den nächsten Wochen und Monaten drehte sich bei Micha alles um diesen Brief. Er wollte unbedingt an ihn herankommen.

Miriam wollte er aber nicht fragen, denn er brachte es nicht fertig, zuzugeben, dass ihr Brief in den Todesstreifen geflogen war. Es war so lächerlich und eigentlich eine Beleidigung, glaubte Micha. Und wenn er nicht von Miriam ist und er sie nach einem Liebesbrief fragt, würde er sich auch lächerlich machen.

25

Zuerst versuchte Micha, nach dem Brief zu angeln. Er machte das zusammen mit Mario.

Der hielt den Spiegel und dirigierte Michas Angel dorthin, wo er den Brief sah.

⁵ Sie benutzten aber keinen Angelhaken, sondern einen Radiergummi, der in Klebstoff getränkt war. Der klebrige Radiergummi sollte den Brief nur berühren. Dann wollten Mario und Micha ein paar Minuten warten, bis der Klebstoff fest war und sie den Brief über die Mauer holen konnten.

Mario war froh über Michas Erfolg bei Miriam. Er hatte auch gerade selbst eine Frau kennen gelernt. Sie sah aus, wie er sich immer eine Pariserin vorstellte: Mit roten Haaren unter einer Baskenmütze, Rollkragenpullover und einem Buch von Sartre unter dem Arm. Sie war Existentialistin durch und durch und ein paar Jahre älter als Mario, so Anfang Zwanzig

»Sie lächelt wie Mona Lisa!«, sagte Mario zu Micha, als sie an der Mauer darauf warteten, dass der Klebstoff trocknet.

Von denen, die am Platz herumhingen, war Mario der Erste, der es mit einer Frau hatte,

und Micha wollte alles genau wissen. Wie man es macht?

Mario stand auf und machte es vor. Er bewegte die Hüften und Micha stand auch auf und versuchte es nachzumachen.

»So?«, fragte er. Und dann standen sie sich gegenüber und bewegten beide die Hüften, und Micha fragte: Und wie lange muss man das machen?

Nachdem Mario diese Geschichte erzählt hatte, war der Klebstoff längst getrocknet.

Da das, was Mario erzählte, erst in der Nacht zuvor passierte, war er so müde, dass er im Spiegel eine weiße Plastiktüte für den Brief hielt.

Als Micha die Angel endlich einholte und nur eine Plastiktüte am Radiergummi klebte, da lachten wieder ganze Westschulklassen vom Aussichtsturm: »Gratuliere, Zoni, der Hauptgewinn! Eine Plastiktüte von drüber!«

¹⁵

Mario und Micha wurden drei Wochen später zu der Schuldirektorin Erdmute Löffeling kommandiert. Sie hatten keine Ahnung, weshalb. Das war kein gutes Zeichen, auch nicht, dass

der Radiergummi, kleines Gummistück, womit man etwas mit Bleistift geschriebenes entfernen kann
Sartre, 1905-1980, französischer Philosoph, Vertreter des Existentialismus

Kapitel 12

da einer saß, den sie nicht kannten.

Die Schuldirektorin Erdmute Löffeling blätterte kopfschüttelnd in einer Illustrierten aus dem Westen. Mario und Micha verstanden nicht, warum sie ihrer Direktorin beim Blättern in einer West-Illustrierten zusehen sollten.

Der Fremde sammelte sich, holte Luft und sagte verärgert: »Es gehört zu den unangenehmen Aufgaben eines Sekretärs der SED-Kreisleitung, regelmäßig den Feind lesen zu müssen.«

Er machte eine Pause, um Micha und Mario Zeit zu geben, die Bedeutung der eben gesagten Worte zu verstehen. Und Mario zeigte schnell Verständnis für den Parteifunktionär, indem er bemerkte: »Ja, das sind nun mal die Härten eines sonst doch recht schönen Berufs.«

Mario sagte das in einem so naiven Ton, dass der Sekretär der SED-Kreisleitung überhaupt nicht auf die Idee kam, Mario mache sich über ihn lustig. Aber als der Parteimensch Mario und Micha die Zeitung präsentierte, wurden sie stumm.

Sie begriffen sofort, worum es ging. Micha bekam Angst. In dem Moment, als Micha von der Illustrierten aufsah und in das versteinerte Gesicht der Schuldirektorin blickte, hatte er

so große Angst vor ihr, dass sich seine Direktorin zu einem *Ungeheuer* verwandelte: Ihr Kopf war viel größer, als Micha je bemerkt hatte.

Was Mario und Micha in der Illustrierten sahen, war ein Foto, wie sie mit weit aufgerissenen Augen und bettelnd vorgestreckten Händen aufblickten. Unter dem ausdrucksstarken Foto stand: »Die Not im Osten - wie lange hält das Volk noch still?«

Unter einem langen strafenden Blick ließen der Parteimensch und die Direktorin Micha und Mario warten.

Pötzlich erklärte Micha selbstbewusst: »Da kann man mal sehen!« Und nach einer Künstepause redete er weiter: »Da kann man mal sehen, wie die lügen! Und dass die zu solchen Lügen greifen müssen, zeigt doch schon, wie die am Ende sind. Ich wünsche mir noch mehr solche Lügen! Denn je schmutziger die Lügen, desto mehr am Ende ist der Gegner!«

Michas Argumente machten den Parteimenschen nachdenklich. Dass der Junge für schlechte Presse sorgte, war nicht erfreulich. Seine Analyse aber - alle Achtung!

Der Parteimensch fing sogar an, sich um Michas Zukunft Gedanken zu machen. Doch

zuerst wurde Micha zu einem Diskussionsbeitrag verdonnert. Der Titel lautete: »Die Lüge, der Feind und der Klassenkampf.«

Micha war also wieder mal davongekommen. Der Parteimensch hatte die Illustrierte mit dem belastenden Foto zugeklapt und Micha sogar freundlich zugewinkt, als Mario plötzlich aus Protest den Mund aufmachte. Aufgeregt sagte er: »Der Hunger nach Freiheit ist größer als der Hunger nach Brot! Das hat

Sartre gesagt! Oder war es der Hunger nach Menschenrechten?« Mario war vor Aufregung ganz durcheinander, aber er wusste, was er wollte: Sich zu allem bekennen, was nicht erlaubt war - Sartre, Freiheit und Menschenrechte. Diese Worte waren so illegal, dass Mario sie eigentlich gar nicht kennen durfte. Micha versuchte das Schlimmste zu verhindern. Ohne Erfolg. Der Parteimensch war eiskalt. Nun kam ein Wort ins Spiel, das niemand kannte: *Relegation*. Das Wort klang unbarmherzig, und alle verstanden, was gemeint war.

Die Existentialistin tröstete Mario und sagte: Bedeutende Menschen werden immer von der Schule geschmissen. Mario fand, dass ihn so ein Rausschmiss noch nicht zu einem bedeu-

tenden Menschen mache, und da widersprach ihm die Existentialistin auch nicht. »Aber es ist der Anfang von etwas.«

Darin hatte sie Recht. Für Mario begann die schönste Zeit seines Lebens. Er konnte jeden Tag lange schlafen, er hatte eine Freundin, und er hatte keinen, der ihm Vorschriften machte. Er hatte nicht einmal einen, der versuchte, ihm Vorschriften zu machen.

Mario und die Existentialistin wurden ein Traumpaar. Sie machten alles, was andere immer nur wollen. Bei schönem Wetter fuhren sie baden, und bei schlechtem Wetter blieben sie im Bett. Sie fütterten sich manchmal zum Frühstück gegenseitig mit geschlossenen Augen. Sie gingen nie mehr allein ins Bett, nicht mal mehr allein unter die Dusche! Und manchmal sagten sie: So muss es im Paradies gewesen sein.

Sie lasen viel und diskutierten über die Bibel und die anderen Weltreligionen, über Sigismund Freud, Friedrich Nietzsche, Leo Trotsky und Rudolf Steiner.

Sie experimentierten mit dem Essen, indem sie neue Kochrezepte erfanden, ihr Brot selber backten und indem sie fasteten.

Kapitel 13

Micha ging mit Miriam oft den Weg vom S-Bahnhof zur Sonnenallee. Er nahm sich immer wieder vor, langsam zu gehen, um mehr Zeit mit ihr zu verbringen. Aber jedes Mal war er so aufgereggt, dass es damit nichts wurde.

Zum Glück geschah es nie, dass plötzlich der Motorradfahrer neben Miriam heranfuhr und sie ihm entführte.

Als sie sich das letzte Mal auf der Straße trafen, erzählte ihm Miriam, dass sie den Motorradfahrer nicht mehr sehen würde. Er war für drei Jahre zur Armee gegangen.

Wenn Miriam und Micha die Sonnenallee erreichten, trennten sie sich. Er ging zu der Seite mit den geraden, sie zu der Seite mit den ungeraden Nummern. Micha bekam bei diesen zufälligen Begegnungen nie heraus, ob der Liebesbrief, der noch immer im Todesstreifen lag, von Miriam war. Und natürlich hoffte er auch noch immer auf den versprochenen Kuss. Er wartete wie ein Bauer auf Regen.

Als sie sich eines Abends auf dem Heimweg begegneten, glaubte Micha, dass es jetzt soweit wäre. Es war der letzte Schultag vor den großen Ferien, und jeder würde wegfahren, Micha an die Ostsee, Miriam in die Hohe Tatra. Darüber musste Micha lachen - im Vorjahr war sie

an der Ostsee und Micha in der Hohen Tatra. Es war eine schöne warme Sommernacht. Die Luft war weich und alles war ruhig. Als sie an den Punkt anlangten, wo sich ihre Wege trennen, schien Miriam wieder nicht daran zu denken, Micha zu küssen.

»Du hast mir mal was versprochen!«, sagte Micha,

»Ja«, antwortete sie ruhig. »Aber ich habe gesagt: irgendwann.«

Micha musste schwer schlucken.

»Da kann ich ja ewig warten!«, rief er verzweifelt.

»Na und?«, fragte Miriam sanft. »Dann hast du immer etwas, worauf du dich freuen kannst. Wenn du weißt, dass ich dich irgendwann küssen werde, wirst du nie traurig sein müssen.« Dann ging sie nach Hause.

Micha dachte den ganzen Sommer über diesen Satz nach. Wenn du weißt, dass ich dich irgendwann küssen werde, wirst du nie traurig sein müssen. Wer so was sagt, der versteht was vom Warten, Sehnen und Hoffen - also dem, womit wir die meiste Zeit zubringen.

Micha merkte, dass er, um bei Miriam eine Rolle zu spielen, reifer werden musste. Er erinnerte sich, dass er sich nie so reif gefühlt hatte, so erwachsen und männlich wie beim

Abschlussball. Er ahnte, dass er für den Kuss, den Miriam ihm versprochen hatte, erwachsen werden musste.

Er wusste nicht, worauf es genau hinausläuft, aber er wusste, dass es nicht leicht ist und auch nicht von heute auf morgen passiert.

Aber wie sagte Miriam: Er würde immer etwas haben, worauf er sich freuen konnte. Und er freute sich darauf.

10 Einmal wurde Micha im Grenzgebiet verhaftet. Das war an dem Abend, als Familie Kuppisch endlich Telefon bekam. Sie saßen stolz um den Apparat herum und fühlten sich wie bei der Beschießung. Und plötzlich klingelte das Ding!

Herr Kuppisch wagte es, den Hörer abzunehmen. Er musste ihn aber an Micha weitergeben, für den der Anruf war.

»Ein Mädchen«, klärte Herr Kuppisch die 20 neugierige Familie auf.

Es war Miriam. Micha wurde ganz verlegen und seine Leute nahmen überhaupt keine Rücksicht.

»Kannst du sie verstehen?«, fragte Frau Kuppisch.

»Und frag mal, ob sie dich versteht!«, rief

Herr Kuppisch.

Weil alle zuhörten, sagte Micha nur

»Mmh«, »Jo«, »Klar« und »Tschüs«, was Miriam natürlich überhaupt nicht verstand. Sie hatte sich ein bisschen mehr davon versprochen, wenn sie Micha mal anruft.

Micha rannte, nachdem er aufgelegt hatte, sofort aus der Wohnung, ohne Jacke und alles. Von der nächsten Telefonzelle aus rief er Miriam an.

»Es tut mir Leid«, sagte er, »aber alle haben zugehört ... «

Miriam beruhigte ihn. »Macht nichts, ich dachte, dass du mal rumkommst«, sagte sie, aber Micha entschuldigte sich weiter, »... versteht du, da konnte ich doch nicht sagen ... «

»Klar«, sagte Miriam, »aber willst du mal rumkommen?«

Micha verstand immer noch nicht. »Wir haben nämlich erst heute Telefon gekriegt, und du warst die Erste, die anrief, da waren alle ... «

»Und willst du jetzt rumkommen?«, fragte Miriam zum dritten Mal.
Micha glaubte, er höre nicht richtig. »Wie bitte?«, fragte er.

| die Bescherung, an Weihnachten Geschenke geben und bekommen

»Ich wollte nur wissen, ob du mal rumkommen willst«, sagte Miriam geduldig.

»Bis gleich!«, rief Micha, hängte den Hörer ein, rannte aus der Telefonzelle und dem ABV direkt in die Arme.

»Ausweis!«

Micha erschrak, weil er bemerkte, dass er den Ausweis in seiner Jacke gelassen hatte. Und die Jacke hing in der Wohnung.

»Ich hol ihn!«, rief Micha und wollte zurücklaufen.

Der ABV hielt ihn fest.

Micha versuchte sich loszumachen. Er kämpfte und schlug um sich, aber der ABV war einfach kräftiger. Micha holte sich eine blutige Nase.

Der ABV wusste, dass es bei Micha in dieser Nacht um alles ging, aber er hatte ja mit ihm noch ein Ding laufen, denn er war ja noch immer nicht Unterleutnant geworden.

Natürlich ging es nicht darum, wer Micha ist, wo er wohnt und wann er geboren wurde. Das wusste der ABV inzwischen besser als Michas Mutter.

Micha wurde mit der Begründung »Wer ohne Personaldokument im Grenzgebiet aufgegriffen wird, dem seine Personalien müssen an einem anderen Ort festgestellt werden« auf

die Polizeiwache gebracht.

Im Laufe der Nacht nahm der ABV dann ein Protokoll auf. In das schrieb er, dass er eine männliche Person gegen 22 Uhr im Grenzbereich aufgegriffen habe. Diese Person sei nicht im Besitz eines gültigen Personaldokuments gewesen. Diese Person habe flüchten wollen. Der ABV wollte Micha damit nur beweisen, dass er auch bösartig werden konnte, aber Micha interessierte sich nicht für solche Feinheiten. Jetzt war ihm alles egal. Er kam nicht zu Miriam, obwohl sie ihn viermal dazu aufgefordert hatte.

Der ABV ließ Micha erst am nächsten Morgen wieder laufen. Die beiden waren jetzt quitt.

Kapitel 14

Für Micha war dieser Tag der Erste Tag im Roten Kloster. Es war auch sein Letzter. Er kam mit Verspätung. Die neuen Schüler standen im Halbkreis um die Direktorin, die mit unfreundlicher Miene ein Plakat betrachtete, das über den Schachklub des Roten Klosters informierte.

| das Protokoll, siehe Seite 13